

# «Riskante Vorleistung»

Vertrauen ist an geschichtliche Situationen gekoppelt und verändert sich im Laufe der Zeit, sagt Historiker Jakob Tanner. Er kritisiert neurowissenschaftliche Studien, die dies ignorieren. Interview Thomas Gull und Roger Nickl

*Herr Tanner: Als Co-Leiter des interdisziplinären Forschungsprojektes «Vertrauen verstehen» versuchen Sie, Vertrauen zu verstehen. Haben Sie selbst Vertrauen – in wen oder in was?*

Jakob Tanner: Vertrauen ist ebenso wie Misstrauen ein alltägliches Phänomen und eine Lebensvoraussetzung. Auch bei mir sind diese Gefühlsregungen oder Einstellungen in unterschiedlichsten Zusammenhängen präsent. Wenn man über ein solches Thema intensiv forscht, wird dieses Vertrauen reflexiver, das heisst, man kommt den unbewussten Routinen seines eigenen Lebens auf die Schliche. Wissenschaft wird so auch zur Selbstaufklärung. Sie verstärkt das Staunen darüber, wie vieles – vom kommunikativen Austausch bis zu technischen Artefakten – einfach funktioniert und selbstverständlich wird. Daraus schliessen einige Forscher auf ein Grundvertrauen in das Dasein. Theologen wiederum sprechen von Gottvertrauen, das Menschen ihre Sorgen und Ängste nimmt und sie überhaupt erst handlungsfähig und wagemutig werden lässt. Damit sind allerdings metaphysische Annahmen verbunden, die ich nicht teile.

*Weshalb interessieren Sie sich für das Vertrauen?*

Tanner: Als Historiker problematisiere ich gesellschaftliche Selbstverständlichkeiten und analysiere gesellschaftliche Situationen und Macht-konstellationen in ihrem Gewordensein und Wandel. Ich gehe davon aus, dass sich die Formen und Funktionen des Vertrauens über die Zeit hinweg verändert haben. Somit versuche ich, einen Begriff von Vertrauen starkzumachen, der dieses nicht auf eine diskursive Kategorie reduziert. Heute ist in den Massenmedien geradezu inflationär von Vertrauen die Rede, und es werden fast überall Vertrauenskrisen diagnostiziert. Dabei geht es meist um Legitimations- oder Kommunikationsprobleme in Politik und Wirtschaft. «Vertrauen» wird zum Ersatzwort, das eine er-

hellende Analyse unnötig macht. Demgegenüber mache ich ein theoretisch fundiertes Konzept stark und frage beispielsweise, was «Kredit» ist und wie in lokalen, regionalen und globalen Kreditbeziehungen, die das Finanzsystem strukturieren, die Ressource «Vertrauen» genutzt wird.

*Weshalb vertrauen wir uns überhaupt?*

Tanner: Ohne Vertrauen hätten sich etwa die Kreditnetzwerke, die wir erforschen, gar nicht entwickeln können. Von daher ist die Aussage, dass Menschen vertrauen können, ein empirisch objektivierbarer Sachverhalt. Ich finde es wichtig, zunächst auf dieser Ebene zu bleiben – Vertrauen als Phänomen zu beobachten und zu fragen, wie und wo es in sozialen Beziehungen funktioniert. Der Soziologe Niklas Luhmann hat Vertrauen als einen Mechanismus zur Reduktion sozialer Komplexität bezeichnet. Das ist eine spannende These. Menschen verfügen meist über unzureichendes Wissen, über zu wenige Informationen, wenn sie sich auf etwas oder auf jemanden einlassen. Für Luhmann ist der Begriff der Zurschaustellung wichtig: Vertrauen macht sich an dem fest, was Menschen von sich zeigen. Man verlässt sich darauf, dass

---

*«Vertrauen ermöglicht Interaktionen zwischen Menschen, die sich schlecht oder gar nicht kennen.»*

---

andere sich weiterhin so verhalten, wie man das aufgrund bisheriger sozialer Kontakte erwarten kann, und dass sie nicht plötzlich ein völlig unbekanntes Gesicht zeigen. Es geht also auch um Verlässlichkeit und Berechenbarkeit – doch der Vertrauensbegriff löst sich darin eben nicht auf. Er umfasst vielmehr gerade Situationen, wo kontrolliertes rationales Abwägen nicht weiterhilft. Da ist intuitive Entscheidungsfähigkeit gefragt.

*Das heisst, Vertrauen ist eine unabdingbare Voraussetzung unserer sozialen Existenz?*

Tanner: Ja. Mit dem Philosophen Georg Simmel könnte man Vertrauen als eine der wichtigsten «synthetischen Kräfte» in der Gesellschaft bezeichnen. Vertrauen motiviert Kommunikation und ermöglicht Interaktionen zwischen Menschen, die sich schlecht oder gar nicht kennen, die aber gegenseitig vertrauen, durchaus im Wissen darum, dass diese Haltung auch ausgenutzt werden kann.

*Was sind die Voraussetzungen für Vertrauen?*

Tanner: Vertrauen ist eine Form gegenseitiger Anerkennung. Aus analytischer Perspektive kann man darin eine riskante Vorleistung sehen. Interessant ist, dass sich der Risikobegriff in den vergangenen Jahrzehnten stark verändert hat. Noch in den 1980er Jahren war er fast ausschliesslich negativ konnotiert. Das Risiko war ein Bedrohungskalkül, eine Gefahr multipliziert mit einer Eintretenswahrscheinlichkeit. Heute wird Risiko weit stärker mit Chance, mit Thrill identifiziert und als Schlüssel zu einem interessanten, erfolgreichen Leben gesehen.

*Momentan erleben wir gerade eine Krise des Vertrauens, ursprünglich ausgelöst durch Skandale in der Finanzbranche. Was zeichnet die aktuelle Krise aus?*

Tanner: Das Vertrauen in gesellschaftliche Verantwortungsträger wurde erschüttert. Die Meinungen sind allerdings geteilt. Viele gehen davon aus, die Schweiz habe die Krise auch mental vergleichsweise gut überstanden. In den Medien werden die Ergebnisse des «CS-Sorgenbarometers» dahingehend interpretiert, die Schweizerin-

nen und Schweizer hätten gerade dank dieser Krisenerfahrung ihr «granitenes Urvertrauen» in ihre eigene Stärke festigen können. Unter dem Strich hätten wir nach der Finanzkrise also einen Vertrauensgewinn zu verbuchen.

*Weshalb?*

Tanner: Der Politik ist es tatsächlich gelungen, den freien Fall der Wirtschaft zu stoppen. Wenn



wir die aktuelle Krise aufgrund statistischer Indikatoren mit der grossen Depression der 1930er-Jahre vergleichen, stellen wir fest, dass es anfangs einen ähnlichen kumulativen Einbruch gab. Doch dann beginnt sich das Verlaufsmuster zu unterscheiden. 2009 wurden die getroffenen politischen Massnahmen wirksam. Wirtschaftshistorisch aufgeklärte Verantwortungsträger in Finanzministerien, Zentralbanken und Regierungen wollten diesmal eine Weltwirtschaftskrise, wie sie nach dem Börsencrash von 1929 eintrat, verhindern.

*Offenbar hatte man die richtigen Rezepte?*

Tanner: Ich bin nicht mit allem einverstanden, was unternommen wurde, aber die Politik hat gehandelt, und es ist besser herausgekommen als befürchtet. Hier zählen nicht nur quantitative Effekte bei der Konjunkturstützung, der Neutralisierung «toxischer Wertpapiere» oder der Verbesserung der Eigenkapitalbasis von Banken, sondern es geht um die Herstellung des «Kredits», des Vertrauens in die basale Funktionsfähigkeit des Finanzmarktkapitalismus.

*Das Vertrauen in die Finanzbranche scheint aber noch nicht wiederhergestellt zu sein?*

Tanner: Auch wenn die Krise nicht ausgestanden ist und wir vor bösen Überraschungen nicht gefeit sind, ist es doch erstaunlich, wie hoch die Rentabilität im Bankensektor bereits wieder ist. Das Wissen, dass die Politik im Ernstfall einspringt und krumme Geschäfte wieder zurechtbiegt, hat zweifellos zur raschen Regeneration der Risikobereitschaft beigetragen. Und damit auch zum Vertrauen in die Funktionsfähigkeit und Selbstregulierungskraft von Märkten. Jedenfalls ist ein Regulierungsschub, vergleichbar mit jenem der 1930er-Jahre, heute nicht erkennbar. Da ist ein erstaunlich grosser Vertrauensvorschuss mit im Spiel. Der 1992 verstorbene Ökonom Friedrich August von Hayek, der die neoliberale

#### **Zur Person**

*Jakob Tanner (60) ist Ordentlicher Professor für Allgemeine und Schweizer Geschichte der Neueren und Neuesten Zeit und Co-Leiter des interdisziplinären Forschungsprojekts «Vertrauen verstehen» an der Universität Zürich.*

Theorie auf sehr kluge Weise ausformuliert hat, beschreibt den Marktwettbewerb als ein Entdeckungsverfahren, das durch Suchbewegungen zu innovativen Lösungen führt. Und zugleich eine zukunftsfähige spontane Ordnung generiert.

*Das ist eine Art ökonomische Metaphysik.*

Tanner: Ja, in der Tat. Eine Metaphysik, die von Annahmen ausgeht, die sich nicht von beobachtbaren Allokations- und Produktivitätswirkungen von Märkten herleiten lassen. Aus neoliberaler Sicht ist jeder politische Planungsansatz eine Anmassung unwissender Bürokraten oder linker Intellektueller. Wie gesagt, bei diesen Marktliberalen gibt es einen unglaublich grossen Vertrauensvorschuss in die «unsichtbare Hand», der auch, aber nicht nur, interessengeleitet ist. Historisch betrachtet, kann diese These, an Krisen sei vor allem die Politik schuld, problemlos falsifiziert werden. Das ändert nichts daran, dass wirtschaftliche Gleichgewichtsvorstellungen eine anhaltende Faszination ausüben. Was die Finanzmärkte betrifft, so scheint mir heute die Devise «Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser» angemessen.

*Nun sind Sie Teil des interdisziplinären Forschungsprojekts «Vertrauen verstehen», das sich wissenschaftlich mit Fragen des Vertrauens auseinandersetzt. Wie ist es zu diesem Projekt gekommen?*

Tanner: Als Niklas Luhmann 1968 sein erwähntes Buch zum Vertrauen veröffentlichte, stellte er im Vorwort fest, es gebe fast keine theoretisch ausgereifte Literatur zum Begriff des Vertrauens. Heute ist das anders, man kann von einem regelrechten Hype sprechen. Immer wenn so etwas passiert, wird der wissenschaftliche Diskurs auch fragmentierter und heterogener. Denn jede Disziplin hat ihre spezifischen methodologischen Grundlagen, ihre Methoden und Rhetorik, welche auch in der Vertrauensforschung die Definitionen und Erklärungsansätze prägen. Mit unserem Projekt wagen wir den interdisziplinären Dialog. Wir diskutieren über ein Dutzend konkrete Forschungsarbeiten, die in verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen angesiedelt sind, und gleichzeitig versuchen wir, auf einer Meta-Ebene zu verstehen, was sich in dieser Diskussion um das Vertrauen abspielt.



*Was bringen Sie als Historiker in diese interdisziplinären Debatten ein?*

Tanner: Als Historiker interessiere ich mich einerseits für die historische Semantik und die Diskursgeschichte des Wortes «Vertrauen». Wann taucht der Begriff auf, wer verwendet ihn in welchen Zusammenhängen, welche Sagbarkeitsregeln lassen sich hier ausmachen? Andererseits möchte ich Vertrauen definieren und als operationalisiertes Konzept für historische Studien verwenden. Hier gilt es zu zeigen, welchen Erklärungswert eine Kategorie wie Vertrauen haben kann, welchen intellektuellen Mehrwert sie bringt. In meinem Bereich laufen gegenwärtig zwei Forschungsprojekte zum Thema Mikrokredite, von denen das eine das frühe 19. Jahrhundert und das andere den Zeitraum von 1970 bis

verändert. Das ist für den Historiker evident. Anzunehmen, dass sich Vertrauen quasi als einen natürlichen Aggregatzustand des Hirns beschreiben lässt, finde ich dagegen wenig hilfreich. Ich gehe davon aus, dass das neuronale Substrat des Menschen eine ausgeprägte Plastizität aufweist, dass sich also das synaptische «Feingewebe» des Hirns beziehungsweise die neuronalen Netzwerke entlang von kulturellen Praktiken verändern.

*Das ist Ihre These?*

Tanner: Ja, sie geht beispielsweise davon aus, dass die Billionen von Synapsen im Hirn von Menschen, die eine Schrift oder das Alphabet lernen, anders verschaltet und genutzt werden als in mündlichen Kulturen. Auch der Computer und das Internet verändern die neuronale Infrastruk-

Materialität auf die Spur zu kommen. Eine Gesellschaft, die das Funktionieren des menschlichen Hirns experimentell untersucht, entwickelt ein anderes Selbstverständnis und andere Projektionsbedürfnisse als eine, die das nicht tut.

*Wie meinen Sie das?*

Tanner: Seit der Aufklärung hat sich eine Kluft für eine intensive wissenschaftliche Selbstbeobachtung des Menschen geöffnet, indem zwischen dem beobachtenden Subjekt und dem Objekt der Beobachtung unterschieden wurde. Dieser Forschungsraum wird seither mit immer neuen Instrumenten und Verfahren – bis hin zu Gehirnschannern und spieltheoretischen Experimenten – angereichert. So lernt der Mensch, sich auf immer komplexere Weise zu begreifen. Das Problem der Neuro-Forschung ist, dass hier das Hirn das Hirn erforscht. Jetzt ist gerade wieder eine ziemlich aufregende Diskussion um die Nicht-Reproduzierbarkeit von Laborresultaten zur «Natur» der menschlichen Psyche in Gang gekommen, welche die Vermutung stützt, dass mit dem experimentellen Zugriff auf den «Geist» des Menschen etwas Grundlegendes nicht stimmen könnte.

*Herr Tanner, wir danken Ihnen für das Gespräch.*

### Vertrauen verstehen

An der Universität Zürich werden in ganz verschiedenen Disziplinen Aspekte von Vertrauen und von Vertrauenskrisen untersucht. Um dieses Wissen zu bündeln, wurde im vergangenen Jahr das interdisziplinäre Forschungsprojekt «Vertrauen verstehen. Grundlagen, Formen und Grenzen des Vertrauens» ins Leben gerufen. Daran beteiligt sind Neurowissenschaftler, Ökonomen, Theologen, Psychologen, Historiker und Verhaltensforscher. Ziel des Projektes ist es, über die Fächergrenzen hinweg ein theoretisch vertieftes Verständnis von Vertrauen zu erarbeiten. Es soll der biologischen Genese und den natürlichen Grundlagen von Vertrauen ebenso Rechnung tragen wie seinen sozialen Formen, Institutionen und Problemen. Geleitet wird das Projekt vom Ökonomen Ernst Fehr, vom Theologen Irgolf U. Dalferth und vom Historiker Jakob Tanner.

**Website:** [www.vertrauen-verstehen.uzh.ch](http://www.vertrauen-verstehen.uzh.ch)

---

*«Was die Finanzmärkte betrifft, so scheint mir heute die Devise <Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser> angemessen.»*

---

heute behandelt. «Banking the unbankable» lautet anfänglich die Aufgabe dieser kleinräumigen, sozial kontrollierten Kreditsysteme. Heute sind Mikrokredite auch eine Geschäftssparte an der Wall Street. Damit ändern sich auch Formen und Funktionen des Vertrauens.

*Sie haben gesagt, Sie betrachten bestimmte geschichtliche Situationen, in denen Vertrauen eine Rolle spielt. Sie würden also sagen, dass Vertrauen ein Phänomen ist, das sich im Laufe der Geschichte verändert?*

Tanner: Ja, das ist natürlich die Berufserklärung des Historikers. Tatsächlich ist es aber auch eine wichtige theoretische Prämisse, die sich anhand der Quellen und Zeugnisse der Vergangenheit ausweisen lässt.

*Können Sie ein Beispiel dafür geben?*

Tanner: Eine ständisch strukturierte, in einen umfassenden Kosmos des Glaubens eingebundene Welt weist andere Vertrauensbeziehungen und -standards auf als eine moderne, auf einer Vielzahl von unvollständigen Verträgen aufbauende bürgerliche Gesellschaft. Im ausgehenden 20. Jahrhundert hat das Aufkommen des Finanzmarktkapitalismus die Rolle des Vertrauens erneut signifikant

verändert. Deshalb sollte man von einer «social neuroscience» ausgehen. Die neuroökonomischen Experimentatoren – auch diejenigen, die an unserem interdisziplinären Forschungsprojekt «Vertrauen verstehen» arbeiten – haben noch keine guten Antworten auf die Frage, wie sie einer Biologisierung der Erklärungsansätze entgegen können, geben können. Sie untersuchen Menschen im beginnenden 21. Jahrhundert und schliessen dann mit grosser Selbstverständlichkeit auf anthropologische Konstanten.

*Sie würden behaupten, dieselben Experimente hätten vor hundert Jahren zu anderen Resultaten geführt, weil das Gehirn aufgrund des sozialen Umfelds anders funktionierte?*

Tanner: Auf diese Frage gibt es für den Historiker keine direkte Antwort. Wenn die alten Griechen über Aspirin verfügt hätten, würde es wohl auch gegen ihr Kopfweh gewirkt haben. Genauso, wie damals Menschen starben, deren Hirn durch einen Steinwurf zerstört wurde. Die Feststellung, dass es überzeitliche chemische und physikalische Bedingungen menschlichen Lebens gibt, ist ein schlechtes Argument gegen das Vorhaben, dem Wechselverhältnis zwischen (inter-)kulturellen Praktiken und der plastischen neuronalen